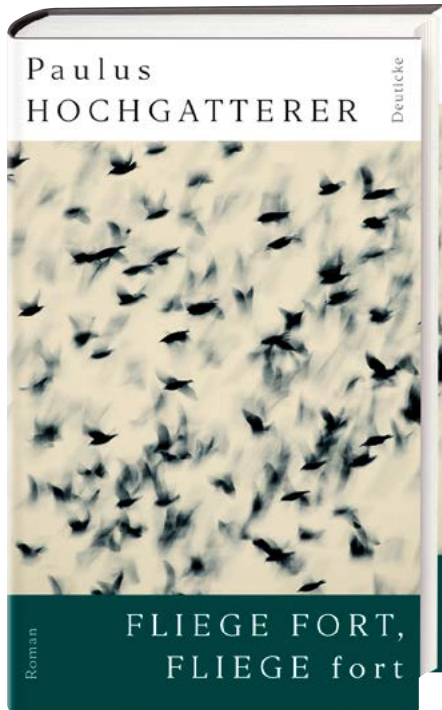


Leseprobe aus:

Paulus Hochgatterer
Fliege fort, fliege fort



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Paulus Hochgatterer

FLIEGE FORT,
FLIEGE fort

Roman

Deuticke

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung
der Stadt Wien, Literatur.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-06403-4

© 2019 Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges. m.b.H., Wien

Autorenfoto: © [www.corn.at/Deuticke Verlag](http://www.corn.at/Deuticke_Verlag)

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Illustration ©plainpicture/Millennium/Matt Sampson

Satz: Nadine Clemens, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Die erste Erfahrung, die ein Kind von der Welt macht,
ist nicht die, dass die Erwachsenen stärker sind,
sondern dass es selbst nicht zaubern kann.

Walter Benjamin

DAMALS

Alle sehen ihn. Er läuft schräg über die Wiese, dann den Feldweg entlang. Er stolpert, fällt hin, richtet sich wieder auf. Die Sonne liegt auf ihm, und sein Haar strahlt weiß. Es ist, als würde er durch ein Bild laufen, denkt sie. Manchmal nimmt sie die Dinge wahr, als seien sie nichts als gemalte Bilder. Er läuft kollernd wie ein kleines rundliches Tier. Wie ein junger Bär, denkt sie. Oder wie ein Wombat, nicht in Australien, sondern hier bei uns, mitten im September. Der Sommer war sehr groß, denkt sie, demnächst wird jemand seinen Schatten auf die Sonnenuhren legen, und auf den Fluren die Winde ... Rilke-Blabla. Warum sie nicht anders kann, als sich für Pathos schlecht zu fühlen, weiß sie nicht.

Am Himmel bläht sich eine Wolke von Staren, zieht sich zusammen, fächert sich wieder auf. Vor ihr fällt die Wiese steil ab, braun gepunktet von unzähligen Maulwurfshügeln. Dahinter der Wald, ganz rechts der Teich, an der Zufahrt zum Bootssteg in flammendem Rot die beiden Wildkirschbäume.

Seine Arme machen kurze, schaufelnde Bewegungen, während er läuft. Sie erinnert sich, dass die braune Cordhose, die er trägt, dunkelgrüne Aufnäher über den Knien hat und dass sein Hemd hellgelb ist, mit feinen blauen Streifen. Der Rucksack mit seinen Sachen steht noch da, unmittelbar neben dem Eingang zum Speisesaal.

»Er kommt wieder«, sagt die Sozialarbeiterin und setzt

sich an einen der Terrassentische. Sie nimmt eine Flügelmappe mit Gummizug aus ihrer Tasche, legt sie vor sich hin und kramt nach einem Stift. »Er kennt sich hier nicht aus«, sagt sie, »irgendwann wird er müde sein und umkehren.«

Sie sieht das Grau am Haaransatz der Frau, die korallenroten Perlen ihrer Halskette und das rosa-weiße Karo der Bluse. Mit einem Ruck steht sie auf. »Ich werde ihn holen«, sagt sie. Die Sozialarbeiterin hebt den Kopf und blickt sie erstaunt an. »Wie Sie meinen«, sagt sie, »sind Sie neu?«

»Ja«, sagt sie, »ich bin neu.«

Er ist schon ziemlich nahe an der Straße. Das nimmt sie wahr, als sie losrennt. Er läuft in flachen Schlangenlinien, ein wenig x-beinig, manchmal hüpfte er, so, als befände sich ein Hindernis auf dem Weg.

Er ist neunzehn Jahre alt, das hat sie sich gemerkt, Geburtstag Anfang Mai, das vierte von sechs Geschwistern, dritte Klasse Volksschule, schlechte Noten in allen Fächern, äußerst unregelmäßige Teilnahme am Unterricht.

»Bleib stehen!«, ruft sie. Er reagiert nicht, zwingt an der Straße nach links ab, nimmt wenige Schritte später den Forstweg in Richtung Wald. Sie läuft locker und merkt, wie der Abstand zwischen ihnen kleiner wird. Sie wird ihn einholen, denkt sie, ihn von hinten umfassen und einfach halten. Er wird sich nicht wehren.

»Du bist eine Romantikerin«, hatte ihr Vater gesagt, als sie ihm erzählte, sie habe beschlossen, das Literaturwissenschaftsstudium aufzugeben. Sie hatte gelacht und gesagt, ja, absolut sentimental. Es gehe ihr schlicht und einfach darum, die Welt ein Stück besser zu machen. Er hatte sie angeschaut, mit den Schultern gezuckt und gesagt, was könne ein Vater schon tun, wenn seine Tochter so etwas sage.

Der Boden ist trocken und weich von den Lärchennadeln vergangener Jahre. »Bleib stehen, ich tu dir nichts!«, ruft sie, obwohl es ihr ziemlich blöd vorkommt. Er schaut sich nach wie vor nicht um. Seine Arme rotieren jetzt, als wolle er sich irgendwo eingraben. Sie ist inzwischen so nahe, dass sie sein Keuchen hören kann. Sie reduziert ihr Tempo. Haare wie helles Stroh, denkt sie. »Bleib doch stehen«, ruft sie noch einmal, »keiner tut dir was.« Er schlägt einen Haken nach links, durchbricht einen schmalen Streifen Fichtensetzlinge und rennt im Zickzack den flachen Hang hinauf. Unmittelbar neben einer jungen Kiefer tappt er in ein Loch und fällt der Länge nach hin.

Sie steht neben ihm, mitten in den Heidelbeersträuchern. Er spricht nach wie vor kein Wort. Als er ihr schließlich das Gesicht zuwendet, weiß sie, dass sie noch nie so eine Art von Verzweiflung gesehen hat, so grenzenlos und so leer. Sie streckt ihm die Hand hin und zieht ihn hoch. Seine Finger sind warm. Was sie auf seinem hellgelben Hemd als Streifen in Erinnerung hatte, sind in Wahrheit Reihen winziger Hirschkäfer.

Ab dem ersten Schritt ihres Rückweges spürt sie das Bedürfnis zu reden. Sie hat keine Ahnung, woher es kommt, sie weiß nur, dass es mit Sonnenuhrschatten oder sonstigem romantischen Zeug nichts zu tun hat.

Sie erzählt von den Dingen, die sie über ihn weiß, aus dem Akt und aus dem Bericht der Sozialarbeiterin im Vorfeld der Überstellung. Sie erzählt davon, dass seine leiblichen Eltern nicht in der Lage gewesen seien, ihn und seine Geschwister zu versorgen. Der Vater habe seine Stelle in der Kunstdüngerfabrik verloren und dadurch noch mehr getrunken als zuvor, die Mutter sei psychisch labil und mit den sechs Kindern so über-

fordert gewesen, dass sie nicht einmal mehr Windeln für die Kleinsten habe besorgen können. Schließlich seien die Konflikte zwischen den beiden so eskaliert, dass man die Mutter in eine psychiatrische Anstalt einliefern habe müssen. Die zwei Kleinen seien in ein Säuglingsheim gebracht worden. Die Pflegeeltern, zu denen er mit den drei anderen gekommen sei, hätten seit Jahren Kinder aufgenommen. Es habe nie eine Klage gegeben, ganz im Gegenteil, bei den jährlichen Kontrollen durch das Jugendamt habe man stets einen hervorragenden Eindruck gehabt. Es sei wohl auf die einschichtige Lage des Bauernhofes zurückzuführen gewesen, auf das Fehlen eigentlicher Nachbarn, weshalb es so lange gedauert habe, bis die Wahrheit ans Licht gekommen sei, und auch der Umstand, dass jener Futtermittelvertreter bei seinem Besuch die neue Freundin dabeigeht habe und es sich bei ihr um einen ausgesprochen netten und zugleich ausgesprochen neugierigen Menschen gehandelt habe, könne letztlich nur als eine glückliche Fügung bezeichnet werden. Es sei jedenfalls außerordentlich mutig von seiner Schwester gewesen, dieser fremden Frau den Ziegelrohbau neben dem Wagenschuppen zu zeigen, die versifften Matratzen, die Blechspinde, die Maurerböcke mit der Pressspanplatte oben drauf, die als ihr Tisch gegolten hätten.

Als sie die Straße erreichen, bleibt sie stehen. Sie verstehe, dass er davonlaufen müsse, sagt sie, wie solle er nach diesen Erfahrungen auch in der Lage sein, sich auf irgendjemanden zu verlassen. Trotzdem solle er zumindest versuchen, ihr zu glauben, dass es hier an diesem Ort keine Blechspinde, keine einfach verglasten Fenster und keine Stallarbeit ab Morgen grauen gebe. Ob denn das möglich sei? Der Bub blickt zu Boden und saugt seine Wangen ein. Von den Rändern seiner

Ohrmuscheln schält sich die Haut. Sonnenbrand im September, denkt sie, und zugleich denkt sie, wie kindisch sie sich an etwas Nebensächlichem wie an einer Alliteration freuen könne und dass das wohl auch zu einer Romantikerin gehöre.

Sie gehen am überdachten Fahrradständer, am Schuppen für die Gartengeräte und am Kaninchenstall vorbei. Sie benennt die Dinge, als sei er gerade dabei, eine neue Sprache zu lernen: Fahrradständer, Geräteschuppen, Kaninchenstall. »Was hast du eigentlich in deinem Rucksack?«, fragt sie im Treppenhaus. Er blickt sie überrascht an und sagt nichts. »Entschuldige«, sagt sie und weiß nicht, warum. Sie fragt ihn, ob es ihn interessiere, wo er schlafen werde und wer seine künftigen Bett-nachbarn seien. Als Nächstes werde man ihm vermutlich sein Bett zeigen und seine Plätze im Speisesaal und im Lernzimmer; außerdem werde man ihn mit den anderen bekannt machen. Letzteres solle ihn nicht beunruhigen, allen sei klar, dass man zu einem Neuen nett zu sein habe.

Sie durchqueren den Speisesaal in Richtung Terrasse. Draußen am Tisch der Sozialarbeiterin sitzt der Direktor, das ist von innen gut zu sehen. An der Brüstung lehnt der große, dunkelhaarige Erzieher, den sie Jimi nennen, und raucht. Er heißt so, weil er ausschließlich Jimi-Hendrix-T-Shirts trägt und behauptet, er habe eine Fender Stratocaster zu Hause. Als sie auf die Terrasse treten, packt die Sozialarbeiterin ihre Flügelmappe in die Tasche und erhebt sich. »Dann kann ich ja gehen«, sagt sie. Sie schüttelt dem Direktor die Hand. »Ich werde dich besuchen kommen«, sagt sie zum Buben, »obwohl dir ja nichts passieren kann, wenn du so engagierte Leute um dich hast.« Dann geht sie.

Der Bub steht da und starrt auf einen Punkt vor seinen Fü-

ßen. Mit dieser Vorgeschichte sei es nur allzu verständlich, dass das Kind in einer Situation, in der alles unvertraut sei, Angst habe, sagt sie. Wenn keiner etwas dagegen habe, werde sie ihn jetzt mitnehmen und ihm die wichtigsten Dinge zeigen, sein Bett, den Kleiderschrank, die Waschräume.

Der Direktor wendet sich dem Buben zu. Er streicht sich mit Daumen und Zeigefinger über den Nasenrücken und schüttelt langsam den Kopf. Es tue ihm leid, aber ganz so einfach sei die Sache leider nicht. Bei einem Heim für Kinder und Jugendliche handle es sich um eine hochsensible Einrichtung, die auf gewisse Arten von Erschütterung viel empfindlicher reagiere, als man sich das als Außenstehender vorstelle. Daher könne vor allem ein Angriff auf die Fundamente unter keinen Umständen unkommentiert bleiben. Noch einmal streicht er sich über die Nase, und plötzlich geht alles sehr schnell. Der Erzieher richtet sich auf, schnippt seinen Zigarettenrest übers Geländer und fixiert den Buben. Der Direktor macht zwei, drei Schritte auf ihn zu, fasst mit der linken Hand an sein Kinn, drückt es nach oben, holt mit der rechten aus und schlägt sie ihm flach ins Gesicht.

»Weglaufen wird hier unter keinen Umständen geduldet«, sagt er, »auch nicht bei Neuankömmlingen. Merk dir das.«

Irgendetwas versackt in ihrem Kopf, gerät durcheinander, und für ein paar Augenblicke gelingt ihr kein klarer Gedanke. Weglaufen werde bestraft, und Weglaufen werde verhindert, sagt der Direktor, auch sie solle sich das einprägen. Dabei lächelt er.

Der Erzieher steht breitbeinig da und sieht den Direktor fragend an.

»Erstens die Glatze«, sagt der Direktor, »zweitens der Einzug in Jerusalem.«

Der Erzieher grinst. »Wird gemacht«, sagt er.

Was werde gemacht, will sie wissen, was bedeute die Glätze und was der Einzug in Jerusalem. Der Direktor sagt, das Leben mancher Kinder verlaufe so, dass man es ab einem gewissen Punkt nur besser machen könne, langsam allerdings, Schritt für Schritt, Maßnahme für Maßnahme.

In diesem Moment hebt der Bub den Kopf und sieht sie an.

»Du hast alles falsch gesagt«, sagt er.

»Was habe ich falsch gesagt?«, fragt sie.

»Über mich«, sagt er, »alles. Du weißt nicht einmal, dass mein Vater im Gefängnis sitzt. Für immer.«

EINS

Der Dicke liegt auf der Couch und schnarcht. Er trägt dunkelbraune Bermudashorts, die vermutlich noch nie eine Waschmaschine gesehen haben, ein Captain-America-T-Shirt und Schnürstiefel ohne Bänder – Doc Martens, behauptet er, aber alle wissen, dass das nicht stimmt. Ob echt oder nicht, sei auch völlig egal, sagt Fritz The Cat, in erster Linie sei es wichtig, dass er die Stiefel nicht ausziehe. Fritz hält sich am liebsten in der Nähe des Dicken auf, aus Gründen der emotionalen Sicherheit, sagt sie. Seine hundertzwanzig Kilo hätten etwas Stabilisierendes für die Umgebung, seien sozusagen das Gegenteil von einem Erdbeben. Fritz heißt in Wahrheit Friederike, ist dünn und rothaarig und behauptet, es gebe auf ihrer Körperoberfläche keinen Quadratzentimeter ohne Sommersprossen. Sie sagt, sie sei genderqueer, Subtyp drei b, rapid cycling, was bedeute, alle paar Wochen wechsele ihre Geschlechtsidentität, manchmal noch rascher. Chirurgische Maßnahmen, Hormontherapie oder der Verlauf der innerpsychischen Transformation sind daher kein Thema, und wenn irgend ein ahnungsloser Mensch beginnt, von Brustamputation oder Testosteronboostern zu reden, kann es sein, dass sie wirklich böse wird. Dann fliegen Gegenstände, Flaschen zum Beispiel, Sitzmöbel oder die Mobiltelefone anderer Leute. Wenn sich Fritz in einer weiblichen Phase befindet, ist sie freundlich, heiter und ausgesprochen aufmerksam. Vor allem dem Dicken

liest sie dann jeden seiner Wünsche von den Augen ab, bringt ihm Coca-Cola und Hotdogs und schnurrt, wenn er ihr seine Patschhand in den Nacken legt. Keiner versteht das. Norbert sagt, das Fundament dieser Beziehung sei vermutlich so etwas wie eine Perversion ohne Sexualität, und Natascha sagt darauf, so ein Blödsinn, im Grunde seien die beiden doch Kinder. Jetzt sitzt Fritz vor der Couch auf dem Teppich, hat die Ohren zugestöpselt und hört Musik vom Handy. Ihre rechte Fußspitze wippt.

Alles ist ruhig. Ich liebe meine Arbeit. – Ab und zu muss sie sich solche Dinge vorsagen. – Ich liebe dieses seltsame Souterrainlokal, das früher einmal eine Gerberei gewesen sein soll, ich liebe die dicken Mauern dieses Hauses, und ich liebe die Jugendlichen, die ihren Irrsinn nirgendwo sonst abladen können. Meine Kollegen liebe ich auch, manchmal. Sie geht in einer Schlangenlinie durch den Fernsehraum und sammelt Getränkeflaschen ein, fettgetränkte Pizzakartons und leere Zigarettenschachteln. Aus dem Casino hört sie das Knallen des Tischfußballs. In Ermangelung eines Gegenspielers schießt Malik einfach aufs Tor. Bis es hinten durch ist, hat er gesagt, als ihn Norbert gefragt hat, wie lang er das denn machen wolle. Sie wirft einen Blick in den Raum, hebt grüßend die Hand und geht wieder. Malik ist ihr unheimlich. Er ist blass, schwarzhaarig, muskulös und trägt einen schütterten Vollbart. Er behauptet, seine Mutter sei Prostituierte in der Ukraine gewesen und sein Großvater Geschäftsmann in Grosny. Bei ihm sei er aufgewachsen, und von ihm habe er seinen Vornamen. Trotzdem habe ihn der Großvater töten wollen.

Sie steckt alles bis auf die Flaschen in den Restmüll und steigt die paar Stufen zur Eingangstür hoch. Oben wendet sie sich um. Der Dicke heißt so, weil er dick ist, denkt sie, das Ca-

sino ist ein großer Raum, in dem ein Tischfußballtisch und ein Flipperautomat stehen, in dem also gespielt wird, und Malik wirkt zwar wie die personifizierte Selbstkontrolle, hat aber zu Hause vielleicht doch eine Kalaschnikow im Schrank. Ich mag es, wenn die Dinge klar benannt werden, denkt sie. Das Jugendzentrum selbst heißt *Come In*, ein Name, den sie blöd findet, der ihnen aber bei Gründung von der Stadtverwaltung aufs Auge gedrückt wurde. Sie kann Anglizismen nicht leiden, ebenso wenig Begriffe, die aus einem romantischen Willkommenspathos stammen: Kommt nur, hier darf ein jeder herein – so ein Schmarrn! Für die Namen, die das Team selbst damals wollte, hätte es kein Geld gegeben: *Die Gosse*, *Kinderzimmer* oder *Saustall*. Jetzt heißt das Ding *Come In*, und das öffentliche Geld wird trotzdem immer weniger.

Der Sommer bricht über sie herein, als sie die Tür öffnet, grell und heiß. Sie tritt auf die Straße, überquert den Körnermarkt, einen schmalen, rechteckigen Platz, geht die Salamander-Apotheke entlang, dann vorbei an Gerrit van Dalens Antiquariat mit seinem vollgeräumten Schaufenster. Sie zweigt links in eine kurze Stichstraße ab und steht nach wenigen Schritten vor dem Altstoffsammelplatz. Aus den Biomüll-Behältern stinkt es. Auf den gelben Bauch des Weißglascontainers hat jemand mit roter Farbe »Mario will be killed« gesprayt und etwas ungenau einen Totenkopf daneben hingemalt. Graphomotorisch nicht gerade genial, denkt sie. Als sie die letzte PET-Flasche versenkt, merkt sie, wie sauer sie auf ihre Kollegen ist, auf Natascha wegen ihrer Besserwisserei, die sie mit drei Semestern Psychologiestudium rechtfertigt, auf Norbert und auf Iorgos wegen ihrer Macho-Allüren und auf Joseph, weil er ist, was er ist, ein Versager von Gottes Gnaden. In drei Tagen werden sie Supervision haben, da wird sie all

diese Dinge zur Sprache bringen, direkt und kompromisslos. Die anderen werden überrascht schauen, und Rosemarie, ihre Supervisorin, wird zufrieden sein. Sie mag es, wenn die Dinge auf den Tisch kommen, das ist in dem Jahr, seit dem sie das Team berät, deutlich geworden.

»Du mit deinen blauen Haaren«, wird sie zu Natascha sagen, »– so, als wärst du selbst erst sechzehn«, und zu Iorgos, dass er sie mit seinem sentimental PASOK-Getue und überhaupt mit Griechenland in Ruhe lassen soll. Er solle sich endlich wirklich zuständig fühlen und nicht nur groß daherreden, Norbert, sein Zwilling im Nichtstun, genauso. Joseph Bauer gegenüber wird sie wahrscheinlich wieder einmal den Mund halten. Ein Benediktinerpater, den man ins Streetwork-Team gesteckt hat, weil er selbst einen zumindest genauso großen Knall hat wie die Jugendlichen, die er betreuen soll – was soll man da schon sagen. Er ist da und wird vom Orden bezahlt, aus, fertig, und dass er manchmal versucht, um fünf Uhr früh mit ein paar sechzehnjährigen Halbleichen so etwas wie ein Morgenlob abzuhalten, ändert nichts. »Er spricht mit Gott und bumst eine Volksschullehrerin, halleluja!«, hat der Dicke unlängst gesagt. Das bringt die Sache auf den Punkt. Stella Jurmann, besagte Lehrerin, liebt die Kinder, die sie unterrichtet, und sie liebt Joseph Bauer, irgendwie zumindest. Sie selbst ist sich bezüglich Letzterem ziemlich sicher, denn Stella ist ihre Schwester.

Vor Gerrits Schaufenster bleibt sie stehen. Ganz vorne liegt eine Reihe *Rolf-Torring*-Hefte aus den 1930ern, dahinter ein paar Bände *Jörn Farrow's U-Boot-Abenteuer*. Links am Rand, gar nicht prominent platziert, entdeckt sie eine Erstausgabe von Selma Lagerlöfs *Gösta Berlings Saga*, im schwedischen Original. Achthundertzwanzig Euro. Ein halbes Monatsge-

halt, denkt sie, und dann denkt sie, dass Gerrit zwar ein netter Mensch ist, ein kluger Kopf sowieso, der beinahe alle Bücher kennt, die jemals erschienen sind, dass sie aber jedes Mal, wenn sie mit ihm zu tun hat, ein seltsames Gefühl bekommt – so, als sei entweder sein Großvater ein Nazi-Offizier gewesen oder er selbst Sekretär in einem Geheimbund für die Pflege nordischer Runenschrift. Außerdem sind seine Ringfinger beinahe gleich lang wie seine Mittelfinger, an beiden Händen. Ich merke mir die blödesten Dinge, denkt sie.

Als eine Gruppe asiatischer Touristen vorbeigeht, streifen mehrere Leute ihren Rücken. Sie würde sich am liebsten umdrehen und laut schreien. Aus dem Augenwinkel sieht sie breitkrempige Stroh Hüte und einen aufgespannten schwarzen Regenschirm. Seit vor ein paar Jahren die Reiseveranstalter Furth am See entdeckt haben, werden ab Mitte Mai Busladungen von Menschen durch die Stadt geschleust. Die Stiftskirche, das gotische Viertel, eine Rundfahrt über den See, ein Eiskaffee auf einer der Hotelterrassen – immer dieselbe Route. Mittendrin das *Come In*. Das war nicht so geplant, führt aber regelmäßig zu spannenden Begegnungen. Etwa, wenn Fritz The Cat eine schlechte Phase hat und sich auf die Straße stellt, um sich durch den Blick jedes zweiten Vorbeigehenden diskriminiert zu fühlen. Zuletzt hat sie bei einer derartigen Gelegenheit einer Frau aus Berlin die Sonnenbrille vom Gesicht gerissen und mitten entzweigebrochen. Auf die Frage der Polizei, warum sie das gemacht habe, hat sie geantwortet, sie schaue faschistischen Menschen gern in die Augen. Danach fühle sie sich immer so frei.

Von weitem sieht sie Joseph vor dem Eingangstor stehen und mit beiden Armen heftig winken. »Regina!«, brüllt er. Sie beschleunigt ihren Schritt. »Was ist?«, fragt sie. Joseph trägt

Jeans und ein verwaschenes graues T-Shirt. »Bist du ausgetreten?«, fragt sie. Er schaut sie überrascht an. »Nein, wieso?«, fragt er. Sie deutet auf seine Kleidung.

»Wo ist dein Habit?«

»In der Wäsche«, sagt er.

Drinne dauert es einige Sekunden, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Dann sieht sie, dass der Dicke nicht mehr schläft, sondern mitten im Raum steht und jemanden von hinten umfassen hält. Es ist Lisbeth. Sie tritt mit den Beinen um sich und brabbelt unverständliches Zeug. Auf der Couch liegt Magdalena, rundlich, blass, tief atmend, die Augen nach oben verdreht. Die anderen stehen rundherum.

Er habe die beiden Mädchen auf dem Rasen des Stiftsparks aufgelesen und in seinem Auto mitgenommen, erzählt Joseph, das sei ihm angesichts ihres offensichtlichen Ausnahmezustandes am vernünftigsten erschienen. Lisbeth habe sich schon dort hypermotorisch verhalten, Magdalena eher apathisch, beide seien jedenfalls ziemlich verwirrt gewesen.

»Und sie sind trotzdem einfach mitgefahren?«, fragt sie.

»*Einfach* stimmt nicht.«

»Sondern?«

Er habe sie vor die Wahl gestellt: entweder ins Kloster oder hierher, und sie hätten sich für hierher entschieden.

Sie schaut ihn ungläubig an. »War das dein Ernst?«, fragt sie.

»Was?«, fragt er zurück.

»Das mit dem Kloster?«

Irgendwie schon, sagt er, etwas Besseres sei ihm nicht eingefallen. Er steht da, in der Hand etwas, das aussieht wie ein Stapel DVDs. »Und, was machen wir jetzt?«, fragt er. Sie mus-

tert ihn von oben bis unten. Wie ein kleines Kind, denkt sie, dann erinnert sie sich an einen Rat, den ihnen Rosemarie in ihrer letzten Team-Supervision für den Umgang mit komplexen Krisensituationen gegeben hat. »Wir wechseln die Ebene«, sagt sie.

Sie bittet Malik, das Blutdruckmessgerät zu holen. Zugleich greift sie nach einem von Lisbeths Handgelenken, um ihr den Puls zu fühlen. Der Dicke, der Lisbeth nach wie vor festhält, grinst. »Mir auch, bitte«, sagt er. »Vergiss es«, sagt sie, »du stinkst!«

Ein paar Minuten später hat sich die Sache beruhigt. Lisbeth und Magdalena sitzen nebeneinander auf der Couch, trinken Eiswasser mit Zitronenscheiben und wirken nicht mehr so, als würden sie demnächst sterben. Auf die Frage, was mit ihnen los sei, schauen sie einander an und bekommen einen kleinen Lachanfall. »Die Hitze«, sagt der Dicke, und Fritz murmelt etwas davon, wie sich eine Kombination von qualitativ hochwertigem Cannabis und MDMA auswirken könne. Malik dreht einen Tischfußball zwischen den Fingern und schüttelt den Kopf. »Was meinst du?«, fragt sie.

»Egal«, sagt er.

»Gar nicht egal«, sagt sie.

Malik schaut ins Leere. »Manchmal ist es die Hitze«, sagt er.

»Was?«, fragt sie.

»Was Menschen durcheinanderbringt.« Manchmal seien es auch die Dinge, die man zu sich nehme, sagt er, und manchmal das, was einem widerfahre. Jetzt schaut er sie an. »Und?«, fragt sie. Manchmal sei es auch das, was man tue, sagt er. Sie denkt an ukrainische Prostituierte und an Maschinenpistolen im Schrank, und dann denkt sie, dass es Dinge gibt, die ein-

fach plausibel sind, wenn die richtigen Menschen sie aussprechen.

Joseph sagt, eigentlich habe er einen gemeinsamen Filmabend vorschlagen wollen – *Der Herr der Ringe*, er habe alle drei Teile mitgebracht. Der Dicke sagt, ja, Teil zwei, die Schlacht um Helms Klamm, das könne er gar nicht oft genug sehen, und Magdalena bekommt erneut einen Lachanfall. »Was ist?«, fragt Fritz. »Aragorn«, sagt Lisbeth, streckt lasziv die Zunge aus dem Mund und prustet dann ebenfalls los.